

Zweitveröffentlichung



Bennewitz, Ingrid

Von Vätern und Söhnen : zur Konstruktion von familialen Beziehungsmustern in der deutschen Literatur des Mittelalters

Datum der Zweitveröffentlichung: 29.07.2025

Verlagsversion (Version of Record), Beitrag in Sammelwerk

Persistenter Identifikator: urn:nbn:de:bvb:473-irb-109324x

Erstveröffentlichung

Bennewitz, Ingrid (2001): Von Vätern und Söhnen : zur Konstruktion von familialen Beziehungsmustern in der deutschen Literatur des Mittelalters, in: Rolf Bergmann (Hrsg.), Mittelalterforschung in Bamberg : Beiträge aus dem Zentrum für Mittelalterstudien, Bamberg: Univ.-Verl. Bamberg, S. 150–154.

Rechtehinweis

Dieses Werk ist durch das Urheberrecht und/oder die Angabe einer Lizenz geschützt. Es steht Ihnen frei, dieses Werk auf jede Art und Weise zu nutzen, die durch die für Sie geltende Gesetzgebung zum Urheberrecht und/oder durch die Lizenz erlaubt ist. Für andere Verwendungszwecke müssen Sie die Erlaubnis der Rechteinhaberinnen und Rechteinhaber einholen.

Für dieses Dokument gilt das deutsche Urheberrecht.

VON VÄTERN UND SÖHNEN

Zur Konstruktion von familialen Beziehungsmustern
in der deutschen Literatur des Mittelalters

von Ingrid Bennewitz

Die folgenden Ausführungen basieren auf Überlegungen, die Gegenstand einer germanistischen Ringvorlesung im Sommersemester 1998 waren (»FamilienBande«, organisiert von Thomas Anz und Ingrid Bennewitz unter Mitarbeit von Christine Kanz) und in Zusammenhang mit der Arbeit des Schwerpunkts »Familienforschung« an der Universität Bamberg stehen.

Wenn Mediävistinnen und Mediävisten den Begriff »Familie« verwenden, denken sie zumeist nicht an jene Konnotationen, die (post)moderne Familienszenarien aufrufen: z. B. also alleinerziehende Mütter, abwesende Väter, und konfliktreiche, womöglich gar inzestuöse Familienverhältnisse. Und doch zeigt uns die Literatur des 8. bis 16. Jahrhunderts, dass der Begriff »Familien-Bande« schon im Mittelalter jene schillernde und durchaus auch bedrohliche Ambiguität besaß, die ihn heute noch auszeichnet, und dies, obwohl der Begriff »Familie« zu jenen nicht wenigen Wörtern des neuhochdeutschen Sprachschatzes zählt, die sich trotz scheinbarer Vertrautheit im strengen Sinne nicht in das Mittelhochdeutsche übersetzen lassen. Wer sich mit den mediävistischen Implikationen des Begriffes beschäftigt, wird zunächst seine Mehrdeutigkeit festhalten müssen, nämlich im Sinne »der Haushalts-Familie als Wohngemeinschaft aller im Haus lebender Personen...« und der »Verwandtschaftsfamilie«, die entweder als Kernfamilie oder aber als Verwandtschaftsverband in Erscheinung treten kann (H.-W. Goetz). Dennoch ist das Interesse an Familiengeschichte ein genuin und legitim mediävistisches, nicht nur im Kontext historisch-dynastischer Fragestellungen, sondern auch im Kontext jener methodologischen Wende in der Mediävistik, in deren Zusammenhang die Disziplin insbesondere Anregungen aus den Bereichen der Anthropologie und Ethnologie aufgegriffen hat. Dabei stehen u. a. Fragen nach der Ausbildung und (literarischen) Repräsentation von kognitiven und emotionalen Verhaltensmustern im Zentrum, hier also konkret die Frage danach, inwieweit die frühen literarischen Inszenierungen von familialen Strukturen ein Wiedererkennen ermöglichen oder aber historische Distanz vermitteln, die zugleich den Blick für die Erkenntnis unserer je eigenen zeitgenössischen Bedingtheiten schärfen kann. Ich versuche dies im Folgenden anhand der literarischen Inszenierungen des Vater-Sohn-Verhältnisses in der mittelhochdeutschen Literatur in Ansätzen zu demonstrieren.

Die Väter sind in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts in Verruf gekommen – etwas boshaft ließe sich formulieren, nicht zuletzt deshalb, weil sie sich um ihre Söhne *zu wenig* und um ihre Töchter entweder gar nicht oder aber in einschlägiger Form *zu viel* gekümmert haben. Im Gegensatz zum neuzeitlichen Autor und seinem Romanhelden, dessen Schicksal häufig aus der Auseinandersetzung mit der Autorität des Vaters erwächst – zu erinnern wäre etwa an Franz Kafkas berühmten »Brief an den Vater« – gibt es in der mittelhochdeutschen Literatur kaum Fälle einer direkten intellektuell-moralischen Konfrontation zwischen Vater und Sohn. Solange der Vater nicht nur absolute innerweltliche Autorität verkörpert, sondern zugleich idealiter Abbild der göttlichen Autorität ist, muss die Rebellion gegen das von ihm verkörperte Gesetz fast zwangsläufig scheitern. Insofern kann ein solcher Text auch nicht aus der Spannung auf das Ende hin gedacht sein, das immer schon fest steht, sondern er muss vielmehr seine Wirkung aus der Überzeugungskraft seiner Bilder und Inszenierungsstrategien beziehen. Das Beispiel für einen solchen Fall in der mittelalterlichen Literatur ist die Erzählung von Helmbrecht, dem Sohn des gleichnamigen Maiers, der nicht mehr Bauer sein, sondern Ritter werden will ungeachtet der väterlichen Widerstände und Warnungen. Überflüssig zu sagen, dass dieses Unterfangen scheitern muss und der Sohn nach seiner kläglichen Raubritter-Existenz am Galgen enden wird. Peter von Matt hat denn auch nicht von ungefähr diese mittelalterliche Erzählung in seine Darstellung der literarischen »Familiendesaster« eingereiht. Es ist dies im übrigen auch einer der wenigen Texte aus der Zeit des 12. und 13. Jahrhunderts, in denen die »Kernfamilie« und ihre Handlungsmuster ins Blickfeld geraten: der zunächst warnende, schlussendlich unerbittlich strenge Vater, der den bettelnden, verstümmelten Sohn unnachgiebig von seiner Schwelle weist, ihn also schlimmer behandelt als jeden Fremden und so gar nicht jenem Vorbild folgt – folgen kann aufgrund der Handlungslogik –, das die Parabel vom verlorenen Sohn so nahe legen würde; die Mutter, die den Ehrgeiz ihres Sohnes mit der berühmten »blinden« mütterlichen Liebe mit allen Mitteln unterstützt – ein literarisches Muster, das etwa auch in Lessings »Emilia Galotti« greift, dort im Hinblick auf die Karriere der Tochter –, sich emotional bis zuletzt für ihn engagiert, wenn sie dem bettelnden Sohn auf



Abb.1: Die Große Heidelberger »Manessische« Liederhandschrift, fol. 213r: Der Winsbeke

seinem letzten Weg noch rasch ein Stück Brot hinter dem Rücken des Vaters zusteckt, aber »offiziell« nichts gegen dessen Autorität auszurichten vermag; die Schwester, die sich vom Ehrgeiz des Bruders anstecken lässt und seiner Brautwerbung für den räuberischen Ritter-Kollegen mit dem sprechenden Namen »Lemberslint« mit Freuden nachgibt. Anders als ihren Bruder freilich wird sie der Erzähler nicht einmal sterben lassen müssen: Als sie nach dem jähen Ende ihrer Hochzeitsfeier hinter einer Hecke vergewaltigt wird, verschwindet sie aus der Erzählung – ein Muster, das sich an vielen Texten von der Antike bis zur Gegenwart vorführen ließe: Eine vergewaltigte Frau ist tot, ihr physischer Tod muss gar nicht mehr berichtet werden.

So schillernd in ihrer Ambivalenz und nicht zuletzt deshalb so gut literarisch verwertbar sind die Vater-Sohn-Beziehungen auch anlassen, auf den ersten Blick scheint es, als ob das Mittelalter eine deutliche Vorliebe für vaterlose Helden entwickelt hätte. Der Gralsucher Parzival und sein gescheckter Bruder Feirefiz; Tristan und Lancelot; Wigalois und der »heilige Sünder« Gregorius, aber auch die Wormser Könige Gunter, Gernot und Giselher im »Nibelungenlied«: Sie alle lernen ihre Väter entweder niemals kennen oder verlieren sie offensichtlich noch in relativ jungen Jahren bzw. sie verschwinden (vorübergehend) aus ihrem Leben. Man kann sich manchmal fast des Eindrucks nicht erwehren, dass die Väter sozusagen mit der Zeugung des zukünftigen Helden ihre Aufgabe gleichzeitig erledigt haben und nun auch von den Erzählern beruhigt in der nächstbesten Schlacht geopfert werden können. Ein gutes Beispiel dafür bietet der »Parzival« des Wolfram von Eschenbach. Hier verlässt Gahmuret seine (erste) schwangere Frau Belakane und hinterlegt zum Abschied einen Brief, der den zukünftigen Sohn über seine Abstammung väterlicherseits informieren soll, nur um sich wenig später von seiner (zweiten) Frau Herzloyde in der gleichen Situation zu verabschieden. Allein sein Heldentod im Kampf für den *Baruc* von Bagdad scheint eine abermalige Wiederholung dieses Verhaltens zu verhindern. – Da Mütter jedoch als Alleinerzieherinnen (in der Literatur!) nur bedingt taugen und in wesentlichen Punkten trotz allem zumeist versagen, braucht es stellvertretende (Adoptiv-)Väter, am besten gleich mehrere, um den Schützling auf den rechten Weg zu bringen: Gurnemanz und Trevrizent für Parzival, Rual und Kurvenal und zum Teil auch Marke für Tristan, den Fischer und den Abt für Gregorius... Stellvertretende Väter jedoch bieten zunächst einmal nicht die gleiche existentielle Reibungsfläche wie Väter; sie haben ihre Aufgabe zu einem bestimmten Zeitpunkt mehr oder weniger gut erfüllt und werden früher oder später von dem jugendlichen Protagonisten und seinem Schicksal überholt. Das unterscheidet sie nachhaltig von Stief-Vätern, die gleich in doppelter Hinsicht zum Konkurrenten des Sohnes werden: herrschaftspolitisch und dynastisch in Hinblick auf das väterliche Erbe und familiär in Hinblick auf die Liebe der Mutter. Mit anderen Worten: Es ist eine äußerst schwierige Kon-

stellation und daher kein Wunder, dass (literarische) Stiefväter selten gut wegkommen. Mit der Erzählung vom »Herzog Ernst« in seinen unterschiedlichen Versionen ist dieses Thema vom 12. bis zum ausgehenden 16. Jahrhundert literarisch präsent. Es ließe sich sehr schön zeigen, wie in Hinblick auf diese beiden Rollen – Stiefvater und Stiefmutter – von Beginn der deutschen Literatur an ein geschlechterspezifisch unterschiedliches Rollenrepertoire aufgebaut wird. Denn während in den Stiefmüttern – in patrilinear definierten Familien – zunächst ja keine herrschaftspolitische Konkurrenz erwächst (der Vater bleibt an der Macht und der erstgeborene Sohn bleibt der bevorzugte Erbe), wird der Konflikt literarisch häufig über die Inszenierung des weiblichen Begehrens ausgelöst, das auf den Stiefsohn gerichtet ist, von diesem aber zurückgewiesen wird – was zumeist eine Vergewaltigungsklage der Stiefmutter und damit eine Kette von Intrigen in Gang setzt, aus der schlussendlich Vater und Sohn in gestärkter männlicher Einigkeit hervorgehen.

Die Vater-Sohn-Beziehung wird bis ins 20. Jahrhundert hinein auch davon bestimmt sein, dass sie – anders als die zur Mutter – keine letzten Endes »beweisbare« ist und gerade deshalb der Mythologisierung in besonderer Weise bedarf. Nicht umsonst wunschträumen sich die beiden Kinder des Meier Helmbrecht einen anderen, ritterbürtigen Vater herbei und unterschieben damit sozusagen im Handumdrehen der Mutter einen doppelten Ehebruch.

»do kom zuo ir gekrochen
ein vil gefüeger hoveman;
von dem erbet mich daz an (...)
daz ich alle mine tage
mînen muot sô hôhe trage.« (V. 1376)

(»da legte sich heimlich ein vornehmer Ritter zu ihr; von dem habe ich's geerbt ..., dass ich alle Tage meines Lebens so hochgemut gesinnt bin.«)

Welche Anziehungskraft für die literarisch-fiktionalen Utopien unserer (im wesentlichen immer noch patrilinear organisierten) Gesellschaft im ausgehenden 20. Jahrhundert die Suche des Sohnes nach dem Vater und die Auseinandersetzung mit ihm immer noch besitzt, das lässt sich wohl an keinem anderen Medium besser demonstrieren als dem modernen (Fantasy-)Film. Auch im dritten Jahrtausend, in einer anderen Galaxie, suchen hier die Söhne ihre Väter (und umgekehrt) und tragen ihre Konflikte mit ihnen aus, und sie tun dies erstaunlicherweise immer noch mit (Licht-) Schwertern: so unter anderem in einem Film, der wie kaum ein anderer ein Publikumserfolg des ausgehenden 20. Jahrhunderts gewesen ist, nämlich George Lucas' »Star Wars«-Trilogie, besonders »The Return of the Jedi«, »Die Rückkehr der Jedi-Ritter« (1983). Die Geschichte erzählt über Umwege die Entwicklung des jungen Luke zum Jedi-Ritter und verbindet damit eine existentielle Auseinandersetzung zwischen Vater und Sohn, die sozusagen jeweils die Speerspitzen der beiden einander feindlich gegenüber stehenden Mächte repräsentieren: der

Sohn Luke auf Seiten des Guten, der Vater Darth Vader – einst ein Jedi-Ritter, dann vom »Imperator« zur negativen Macht verführt – auf Seiten des Bösen. Im entscheidenden Augenblick weigert sich der Sohn, gegen den Vater zu kämpfen. Überflüssig zu sagen, dass hier das Gute und damit der Sohn siegen wird, wobei der Vater quasi im letzten Moment sich von seinem Sohn bekehren lässt und damit die Wiederherstellung der Vater-Sohn-Beziehung ermöglicht (auch hier bleibt bezeichnenderweise die vorhandene Zwillingschwester aus dieser Vater-Findung ausgeschlossen).

Doch zurück ins Mittelalter und seiner Literatur: An ihrem Beginn – am Beginn der uns erhalten gebliebenen deutschsprachigen weltlichen Literatur des Mittelalters – steht eben dieser Konflikt zwischen Vater und Sohn in ganz vergleichbarer Stilisierung, nur dass dieser Konflikt nach



Wernher der Gartenaere.
Helmbrecht, fol.225rc, Detail
(Ambraser Heldenbuch)

allem, was wir wissen, mit dem Tod des Sohnes endet: Die Rede gilt dem sogenannten »Hildebrandslied«. An der Spitze zweier feindlicher Heere treffen zwei Männer aufeinander, von denen der Angreifer und zugleich Ältere beginnt, nach dem Namen des jungen Verteidigers zu fragen. Um zu hören, was er vielleicht schon wusste, zumindest ahnen konnte: Es ist sein Sohn, den er, der als – wir würden sagen – politischer Flüchtling das Land verließ, mit seiner Mutter (als »Alleinerzieherin«) zurückgelassen hat, und der nun »sein« Land und dessen Herrscher gegen den als Aggressor von außen zurückkommenden Vater verteidigen muss:

»dat sagetun mi usere liuti
alte anti frote. dea érhina parun.
dat hiltibrant hætti min fater.
ih heittu hadubrant.«

(»Das sagten mir unsere alten und erfahrenen Leute, die früher lebten, dass mein Vater Hildebrand geheißten hätte. Ich heiße Hadubrand.«)

Und wenn Darth Vader vergeblich versucht, seinen Sohn für die dunkle Seite der Macht zu gewinnen und damit sich selbst als Vater zu ent-schulden, so ist es hier Hildebrand, der seinem Sohn Gold – hunnisches, feindliches Gold – anbietet und ihn mit relativ deutlichen Worten auf seine nahe Verwandtschaft anspricht, um ihn vom Kampf abzuhalten (»dass du nie zuvor mit einem (dir) so (nahe) verwandten Manne zum Zweikampf antreten wolltest«). Die Antwort dieses Sohnes aber ist deutlich anders, sie muss es in dieser Situation auch sein (das späte Mittelalter wird im übrigen dafür eine sehr viel freundlichere Lösung finden: nämlich die Versöhnung von Vater und Sohn und den gemeinsamen Heimritt zur treulich wartenden Ehefrau und Mutter). Hier, im älteren Hildebrandslied, das in den 830er Jahren aufgezeichnet wurde, beharrt der Sohn darauf, keinen Vater zu haben, haben zu wollen; ist doch die Wunschfantasie von einem (heldenhaft) gestorbenen Vater die einzige, mit der er in seiner Situation überleben konnte:

»dat sagetun mi sêolidante
westar ubar wentilsêo, dat inan wic furnam.
tot ist hiltibrant heribrantes suno.«

(»Das berichteten mir nach Westen über das Mittelmeer Seefahrende, dass der Krieg ihn dahinraffte. Tot ist Hildebrand, Herbrands Sohn.«)

Damit aber zwingt er den Vater zum Kampf, nicht mit Lichtschwertern, sondern mit eschenen Speeren, Streitäxten und eisernen Schwertern, und provoziert, so lassen es andere Überlieferungen vermuten, sein eigenes Ende. Diesen Vater kann sein Sohn nicht überleben.

Wie sich zeigen lässt, beginnt die deutsche Literatur also mit einem »Familiendesaster« und lanciert damit einen Diskurs, der die idealen Konstruktionen patriarchaler Identitätsbildung, literarisch imaginerter und pragmatisch realisierter Generationenverträge zwischen Vätern und Söhnen von Anbeginn an auch gegenzuschreiben scheint.

Literatur (in genannter Reihenfolge)

- FRANZ KAFKA: Brief an den Vater. Frankfurt a. Main 1983.
WERNHER DER GÄRTNER: Helmbrecht. Hg. von Fritz Tschirch. Stuttgart 1978.
WOLFRAM VON ESCHENBACH: Parzival. Hg. von Wolfgang Spiewok. Stuttgart 1981.
E. VON STEINMEYER, Die kleineren althochdeutschen Sprachdenkmäler, 2. A. Berlin/Zürich 1963, Nr. 1, S. 1–8.
HANS WERNER GOETZ: Art. Familie, in: Lexikon des Mittelalters, Bd. 4.
PETER VON MATT: Verkommene Söhne, missratene Töchter. Familiendesaster in der Literatur. München und Wien 1995.
In größerem Kontext erscheinen Überlegungen zu diesem Thema demnächst im »Jahrbuch für Internationale Germanistik«; dort findet sich auch eine umfangreiche Bibliographie.